

# Wiederaufnahme von Kaspar Hauser

Herrn Ehrendoktor Bumke dargewidmet

## Erster Verhandlungstag

*Der Vorsitzende:* Na und —?

*Die Zeugin:* Und — da ist er eben...

*Der Vorsitzende:* Was?

*Die Zeugin* (schweigt).

*Der Vorsitzende:* Aber sprechen Sie doch ... es tut Ihnen hier niemand etwas! Außerdem stehen Sie unter Ihrem Eid!

*Die Zeugin* (ganz leise): Da ist er eben die Nacht bei mir geblieben...!

*Ein Geschworener:* Das war also die Mordnacht? Die Nacht vom 16. auf den 17. November?

*Die Zeugin:* Ja ...

*Der Vorsitzende:* Ja, um Gotteswillen! Hat Sie das denn niemand in der damaligen Verhandlung gefragt?

*Die Zeugin:* Der Herr Rat war so streng mit mir ... und es ging auch alles so schnell —

*Der Vorsitzende:* Und da lassen Sie einen unschuldigen ... da lassen Sie also einen Mann zum Tode verurteilen und dann später lebenslänglich ins Zuchthaus gehen, ohne zu sagen — also das verstehe ich nicht!

*Die Zeugin* (schluchzend): Meine Eltern sind sehr fromm ... die Schande — —

## Zweiter Verhandlungstag

*Der Zeuge:* Das habe ich auch alles ausgesagt. Aber der Herr Untersuchungsrichter wollte davon nichts hören.

*Der Vorsitzende:* Herr Landrichter Doktor Pechat?

*Der Zeuge:* Ja. Ich habe ihn immer wieder darauf hingewiesen, daß der Schrei in der Nacht gar nicht deutlich zu hören war — es regnete sehr stark, und das Haus war auch weit entfernt...

*Der Vorsitzende:* In Ihrer Aussage — also hier im Protokoll kann ich davon nichts finden.

*Der Zeuge:* Der Herr Untersuchungsrichter hat gesagt: wenn ich nicht unterschreibe, dann behält er mich gleich da.

*Der Staatsanwalt:* Das ist doch wohl nicht möglich! Herr Landrichter Pechat — bitte?

*Der Landrichter:* Ich kann mich nicht mehr besinnen.

## Dritter Verhandlungstag

*Der Sachverständige:* Das erste, was jeder Fachmann sofort zu tun hatte, war: den zweiten Revolver zu untersuchen. Das ist damals nicht geschehen.

*Der Staatsanwalt:* Warum haben Sie denn das in der Verhandlung nicht angegeben?

*Der Sachverständige:* Herr Staatsanwalt! Ich bin jetzt dreiundzwanzig Jahre Sachverständiger... aber so was wie diese Verhandlung damals... ich durfte überhaupt nichts sagen. Der Staatsanwalt, Herr Staatsanwalt Pochhammer, und der Herr Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirektor Brausewetter,

haben immer wieder gesagt, das seien meine persönlichen Ansichten, und auf die käme es nicht...

*Der Vorsitzende:* Ist es Ihrer Meinung nach möglich, mit dem ersten Revolver auf die Entfernung, die das damalige Urteil annimmt, zu zielen oder gar zu treffen?

*Der Sachverständige:* Nein. Das ist ganz unmöglich.

#### Vierter Verhandlungstag

*Der Staatsanwalt:* ... wenn auch nicht mit absoluter Gewißheit, so doch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß der Angeklagte nicht der Täter ist. Ich sage nicht: nicht gewesen sein kann; denn wenn auch sein Alibi durch die Zeugin, Fräulein Koschitzki, nunmehr bewiesen ist; wenn auch die Zeugenaussagen, wonach man einen Schrei gehört habe, erschüttert worden sind; wenn auch, fahre ich fort, die versäumte Untersuchung des Armeerevolvers ein fehlendes Glied in der Beweiskette ist, so bleibt doch immer noch die Frage: Wo ist August Jenuschkat geblieben? Der Leichnam des Ermordeten ist niemals aufgefunden worden.

Daher können wir auch nicht sagen, daß in der ersten Verhandlung etwa schuldhaft irgendein Umstand außer Acht gelassen worden sei. Das wäre eine ungerechtfertigte Übertreibung. Die Umstände, wie ich sie Ihnen hier...

(Rumor)

*Der Vorsitzende:* Ich bitte doch aber um Ruhe! Justizwachtmeister, schließen Sie die —

*Der Justizwachtmeister:* Wollen Sie hier raus! Wollen Sie hier wohl —

*Eine Stimme:* Äi, Franz, was machst du denn auf der Anklagebank —?

*Der Angeklagte* (reißt die Augen auf und fällt in Ohnmacht).

*Der Justizwachtmeister:* Wistu... Wistu...

*Der Vorsitzende:* Ruhe! Was ist das? Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?

*Der fremde Mann:* I, ich bin der Jenuschkat!

*Der Vorsitzende:* Wenn Sie hier Ansprüche wegen Ihres ermordeten Angehörigen stellen wollen...

*Der fremde Mann:* Äi näi! Ich bin der August Jenuschkat!

*Der Vorsitzende:* Ruhe! Sie sind August Jenuschkat? Gibt es zwei Augusts in Ihrer Familie?

*Der fremde Mann:* Näi. Ich hab jeheert, se haben mir ermordet; aber ich jlaub, es is nich wahr!

*Der Vorsitzende:* Treten Sie mal vor! Haben Sie Papiere, mit denen Sie sich ausweisen können? Ja... Da sind Sie also der... da sind Sie also —

*Der fremde Mann:* Jaa. Wie ich an den Morjen bin nach Hause jekomm, da standen da all die Schendarm. Und da bin ich jläch wechjemacht, weil ich jedacht hab, se wolln mir holen. Ich hatt da noch n Stückchen mits Finanzamt. Und da bin ich riber mit die Pferde — ins Litausche. Und da hab ich mich denn in eine Försterstochter verliebt und hab se all jehäirat. Un jeschrieben hat mir käiner, weil se meine Adreß

nich jehabt habn. Und wie ich nu heite morjn rieber komm ausn Litauschen, mit die Pferde, da heer ich diß hier. Nee, saren Se mal — —!

*Der Vorsitzende:* Die Verhandlung wird vertagt.

\* \* \*

### Personalnachrichten

Befördert wurden:

Herr Landrichter Doktor Pechat zum Landgerichtsdirektor;

Herr Staatsanwalt Doktor Pochhammer zum Ersten Staatsanwalt;

Herr Landgerichtsdirektor Brausewetter zum Senatspräsidenten in Königsberg.

---

## Das Feuilleton mit einem Knacks <sup>von</sup> Peter Panter

„Man muß über alles schreiben können.“  
*Alter Journalistengrundsatz*

In dem winzigen Berzeliipark zu Stockholm gurren die Tauben. Ein ganzer Schwarm ist „dorthin zuständig“, wie die Oesterreicher sagen, deren Provinzialismen man auf Schritt und Tritt in den deutschen Zeitungen finden kann. Augenblicklich ist große Ratsversammlung auf einem grünen Rasenstück; es ist wie eine Börse — die ältern Tauben gehen umher und erzählen sich Witze, teilen sich die neusten Gerüchte mit und beurteilen die Weltlage; die Damen achten mehr auf das Futter, das man ihnen von den umstehenden Bänken zuwirft... dann gibt es jedesmal ein großes Flügelschlagen, Zusammenballung und Freßkonkurrenz... wer hat nur aufgebracht, daß Tauben sanft seien —? Richtig, die Bibel. Stimmt aber nicht — sie häkeln sich ununterbrochen, sind fuchtig aufeinander, futterneidisch, unverträglich und bössartig um der Bössartigkeit willen...

Da geht zum Beispiel ein schwedischer Taubenmann immer hinter seiner Taube her, sie wackelt voran, kokett mit dem Steiß zwitschernd — er geschäftig hinterdrein; faßt er sie, dann hackt er; dann flieht sie, und er läßt nicht nach, er läßt nicht nach — das ist eine vergnügte Ehe. Zwei andere stehen da, schnäbeln sich, plötzlich bricht eine vehemente Diskussion zwischen ihnen aus, nun fangen auch sie das Laufen an, wie die beiden andern... nein, sie sind gar nicht sanft und verträglich, die Tauben; sie —

\*

Möchten Sie das eigentlich lesen —? Ich möchte das gar nicht mehr lesen.

Ich weiß doch von Tauben nichts; habe nie welche besitzen, nie welche genau beobachtet; ich weiß nicht einmal die verschiedenen Rassen auseinanderzuhalten, geschweige denn kenne ich ihre Namen — ich weiß nicht, wie sich Wildtauben von den zahmen Tauben unterscheiden... was erzähle ich da —?

Ich lüge um.

Ich mache die Tierwelt menschlich. Ich betrachte alles vom anthropozentrischen Standpunkt aus; sage „Ehe“ — Tauben

führen gar keine Ehe, es ist ganz anders. Woher will ich denn wissen, daß diese oder jene Bewegung der Vögel das ausdrückt, was sie mir zu sein scheint —? Das ist doch nur die simple Übertragung menschlicher Beziehungen auf Tiere — und die ist fast immer falsch. Tiere kann man nur vom Tier her verstehen. Warum tue ich das nicht —?

Weil ichs nicht kann. Weil mir die Kenntnisse fehlen. Weil ich von Tauben nichts weiß. Dann sollte ich auch nichts über Tauben aussagen — es ist eine Fälschung, ein Spiel, jeder kann das, der nur einigermaßen auf der Schreibmaschine Literaturklavier spielen kann. Witzchen hat er gemacht; über Tauben hat er nichts ausgesagt. „Es ist bei den Tieren wie...“ geschenkt. Man soll eben nicht über alles schreiben können und nicht über alles plaudern. Wer also soll von den Tauben sprechen —?

Der Taubenzüchter. Und der ist in den meisten Fällen ein Esel, wie jeder Fachmann.

Da liegt vor mir die Nummer einer Zeitschrift ‚Der Sportfischer‘. Nun ist das ein etwas geschwollener Titel — die Leute wollen sich als Herrenreiter geben... wir fischen nicht, um der Nahrung willen, das brauchen wir Gott sei dank nicht — wir fischen nur zu unserm Vergnügen, und das ist eben Sport. Gut.

Nun müßte man doch denken: wenn einer alle Sonntage auf dem Wasser liegt, sich mit Lust und Liebe seine Angelgeräte und Netze zurecht macht, mit unendlicher Geduld wartend, bis er den Fisch soweit hat, daß er ihn hat —; dann sollte er doch etwas vom Wesen und von der Natur der Fische verstehen. Ja, Hechtsuppe.

Geht in die Staatsbibliothek und laßt euch dreiundzwanzig verschiedene Fachzeitschriften geben... ihr werdet in zweiundzwanzig dasselbe finden, nämlich dieses:

Zunächst einen unbändigen Stolz auf die Terminologie. Ein Jäger würde ja eher seine Flinte fressen, ehe er von einem Hasen sagte, er habe vier Beine und einen Schwanz. Gott weiß, wie das auf jägerisch heißt. Sie sind alle furchtbar stolz, daß sie zunächst einmal anders sprechen als du — denn daran erkennt man den Fachmann, meinen sie.

Des weiteren sind sie fast alle leicht patriotisch; dieser kleine und große Mittelstand verbindet stets auf das Anmutigste Karpfenfang und die Treue zu irgendeinem angestammten Herrscherhaus — meine Sportfischer, zum Beispiel, berichten über die Fischfänge eines bayrischen Prinzen während des Krieges, wo andre Leute noch ganz andre Sachen gefischt haben, und eine Reihe Photos begleiten das schöne Idyll.

Und sonst geht es eben in diesem Blatt sehr „fischereilich“ zu; denn jedes Fach hat heute irgendein schauerliches Eigenschaftswort, um sich mausig zu machen: anders als „tänzerisch“ und „sängerisch“ tun wirs nicht mehr. Und dann kommen noch ein paar Albernheiten; die Fortsetzung eines Romans, der sicherlich in fischereilichen Kreisen spielt...

Natur —? Echte Liebe zum Tier, denn selbst zum Jaggtier kann man eine Art Liebe empfinden — Verständnis für das Lebende, das man da unter den Händen hat? An keinem

Ort der Welt könnte ich weniger über das wahre Wesen der Fische erfahren als hier — hier höre ich nur vom Mechanismus ihrer Tötung, und ich höre die mäßig stilisierten Äußerungen eines umgeschlagenen Geltungsdranges sowie jene fatale Ausschließlichkeit, wie sie eben nur Fachleute hervorzubringen verstehen. „Es ist vielleicht unsern Mitgliedern nicht bekannt“, schrieb einmal der Starnberger Seglerverein, „daß unser Mitglied Gustav Meyrink auch ein recht begabter Schriftsteller ist...“ Auf Inseln leben sie.

Am allerschrecklichsten ist — bei Jägern und Ingenieuren, bei Förstern und Gärtnern — der völlige Mangel an Demut, ohne die man nun einmal nichts begreifen kann. Sie sind widerwärtig unfromm, was mit Dogma nichts zu tun hat. Sie meistern die Natur, diese Spießer. Sie wissen alles; haben für alles irgendein ausgekochtes Fachwort parat; können alles; lieben nichts. Man betrachte sich die kitschige Lyrik, wie sie in Ski- und Jagdzeitschriften zu Hause ist; es dreht sich einem der Magen um. Man sollte doch glauben, grade diese, die mit den Geschöpfen der Natur und in der Natur ihre spielerische Arbeit haben, müßten Gott näher sein als einer, der mit seinen Stadtbeinen den Asphalt tritt. Die Städter aber versaufen in verzückten Gefühlen, wenn sie eine Katze auf dem Dach sehen, und beten vor einem Blumentopf, wenn sie nicht grade telefonieren müssen — die Fachleute puffen die Natur in die Seite und sind zu ihr frech. Die Natur schweigt.

Es ist ein Jammer. So wird über die Tauben geplaudert von solchen, die nichts von ihnen wissen — und es wird über sie Fachliches geschrieben von solchen, die lediglich den Mechanismus der Taubenzucht begreifen. Wie weit ist das von der liebevollen Versenkung entfernt, wie wir sie bei dem großen Franzosen Henri Fabre finden!

Die Tiere und die Pflanzen sind für die Fachleute Objekt geworden, gradlinig auszurichten — am liebsten denken sie sich die Hunde geschoren wie die Taxushecken; auch dann, wenn sie der Natur einen freien Auslauf lassen, der von dem Stacheldraht ihres Willens begrenzt ist, wie viel Herrscherdrang ist hier, wieviel Machttrieb — und der stumpf und laut, dreist und mechanisch. Von der Seele wirst du nicht viel zu hören bekommen, wohl aber reichliche Sentimentalitäten, wenn der gesellige Bierabend der Fachvereinigung dazu Veranlassung gibt.

Der Laie möchte gern sehen — aber er hat kein Augenglas. Der Fachmann hat eine Brille und ist blind. Schauen können beide nicht. Die Tauben gurren noch immer, und ich gehe leise davon, als alter Fachmann einen schwedischen Grog zu trinken.

---

# In aller Eile von Theobald Tiger

— „Hallo! Hier Eisner und Ehrmann, wer dort —?  
Jawohl... Man kann Sie nicht verstehen; Sie müssen  
etwas lauter sprechen!... Dann werden wir Ihnen also die  
Faktur morgen zugehen lassen! Schluß!“

*Telephongespräch 1895*

— „Also ich telephoniere hier von der Post —  
vor der Zelle stehn schon Leute —  
ich fahre nach Lichterfelde-Ost  
und erledige die Sache noch heute.  
Was ich sagen wollte... Warum warn Sie gestern nicht da?  
auf der Modenschau?  
Ich war mit der Putti... wissen Sie... na...  
Hände hat die Frau —!  
Fabelhaft.

Wiesner —? Erzählen Sie mir doch nichts —  
das nehm ich auf mein' Eid —!  
Bitte! Nach Ansicht des Gerichts  
hab ich dazu immer noch Zeit!  
Was ich sagen wollte... Wir gehn Sonnabend aus —  
Mit ihrem Freund? Na, so blau!  
Die nehm ich glatt mit mir nach Haus —  
Augen hat die Frau —!  
Fabelhaft.

Die Wechsel sind... na, wie finden Sie das?  
Die klopfen ans Fenster, weil ich  
hier spreche — ich erzähl Ihnen persönlich noch was,  
ich bin nämlich furchtbar eilig.  
Was ich sagen wollte... ich bin derartig scharf...  
Natürlich! Weiß ich genau,  
was ein Schentelmän sich erlauben darf...  
Einen Rücken hat die Frau —!  
Fabelhaft.

Wir legen die Schecks... hallo?... unterbrochen...  
Ich habe doch noch gar nicht gesprochen...!  
Na, denn nicht.

Nur keine falsche Hast!  
Ich spreche hier, solange 's mir paßt!  
Lümmel.

Ja —! Nein —!  
Na, da gehn Sie doch rein!  
Eine Luft wie in einem Schwitzkastenbad...  
Was der schon zu telephonieren hat —  
Lümmel.“

---

## Die Karikatur Preußens

**F**rau Margarete Ludendorff hat ihre Memoiren geschrieben, obgleich sie doch keinen Krieg verloren hat, und es ist etwas peinlich, dies Buch zu besprechen. („Als ich Ludendorffs Frau war“, erschienen im Drei-Masken-Verlag, München.)

Peinlich deshalb, weil es schrecklich ist, einen Krebskran-

ken die Symptome seiner Krankheit erzählen zu hören, die er für Gott weiß was hält — nur nicht für tödlich. Es ist bitter, was hier zu lesen steht.

Historisch Neues ist wenig zu finden — das Meiste ist bekannt. Wichtig an diesem Buch ist ganz etwas andres als das geschichtliche Material: wichtig ist die Ahnungslosigkeit dieser Frau, die

eine typische Vertreterin ihrer Kaste ist, als Erscheinung nicht einmal unsympathisch — aber das waren sie? Das hat Deutschland beherrscht? Und beherrscht es zum Teil heute noch? Und davor kuschen die demokratischen Bürger? Du lieber Gott.

Kindlich ihre Beurteilung des Auslands, wo die Soldaten nicht so „stramm“ sind wie ihre, die nachher voller Strammheit den Krieg verloren; blind solche Berichte aus dem Kadettenkorps: „Welche Würde, welche Machtbefugnisse in dem Wort Stubenältester liegt, kann man nur verstehen, wenn man das frühere Kadettenleben kennt... Mein Junge war sehr klein und hatte lange Bubenuntersich. Er erzählte schmunzelnd: Ein paar sind darunter, da muß ich mich auf einen Tritt stellen, wenn ich ihnen Ohrfeigen geben will.“ Diese Ohrfeigen sind nachher beim Kommiß fürchterlich weitergegeben worden — aber was weiß diese Mutter davon! Nichts. Man lese in den Erinnerungen Leopold von Wieses nach, was das preußische Kadettenkorps für eine Schweinerei gewesen ist. Ja, der Stubenälteste hatte die Buben wohl auch unter sich...

Manchmal rutscht eine unangenehme historische Wahrheit durch. „Selbst ein Mann wie Rathenau hatte in einem Brief an Ober-Ost ungeheure Annexionen, Belgien, Polen, Kurland, einen Streifen von Rußland gefordert...“ Nun, das wird dem Absatz seiner Bücher kaum etwas schaden; wissen Sie, es ist so das rein Geistige, das mich an diesem Mann... Und noch ein schönes, historisches Wort Ludendorffs, das man gerahmt über die Betten hängen sollte: „Die größte Dummheit der Revolutionäre war es, daß sie uns alle leben ließen. Na, komme ich einmal wieder zur Macht, da gibts kein Pardon. Mit ruhigem Gewissen würde ich Ebert, Scheidemann und Genossen aufknüpfen lassen und baumeln sehen!“ Was ebenso für den politischen Instinkt des Generals wie für die

feine Objektivität jener Wilden spricht, die denn doch bessere Menschen gewesen sind.

Diese Frau ist ahnungslos durch ihre Welt gegangen — und so ist sie geblieben. Wenn man liest, was für sie den Gipfel der Leiden bedeutet (eine beschwerliche Fahrt von Schweden herunter nach Berlin); wie völlig von Gott geschlagen sie alles nachplappert, was ihr Herr Hussong vorplappert: „Die Spartakisten hatten die Einrichtung getroffen, Frauen und Kinder in die vorderste Linie zu stellen, damit die Soldaten sich scheuen sollten, zu schießen“; wie sie so ein Idyll erzählt, in dem der treue Bursche (der später neben Ludendorff auf dem Münchener Pflaster gefallen ist) in der Inflationszeit ein Schwein mäset und vor dem Stall gegen die Diebe eine Handgranate anbringt... wie sie das erzählt, aber gar nichts dabei fühlt, nicht das Grausige der Allegorie, nichts; wie sie auf der Reise zu dem geflohenen Lindström an der schwedischen Grenze selbstverständlich vom Zoll kontrolliert wird... „Ich war enttäuscht: war das die schwedische Gastfreundlichkeit...?“ — hier wirds symptomatisch.

Es ist jene Kaste, für die das alles nicht gilt. Sie haben keine Wohnungsschwierigkeiten zu haben wie alle Welt — wenn sie sie haben, gibts ein erschreckliches Geschrei. Sie brauchen nicht zu hungern. Nicht zu frieren. Nicht ruhmlos zu sterben — denn es ist ein Unterschied, ob die Söhne Ludendorffs im Leutnantsrang die Erfüllung ihrer Lebenssehnsucht und ihres Berufs sehen oder ob ein Gemüsehändler eingezogen wird, dem sie nachher zwei gekreuzte Latten aufs Grab gesteckt haben... es ist ein Unterschied. Für die da gibts das alles nicht. Unverzeihlicher, nie wieder gutzumachender Fehler jener „Revolution“, jene nicht ein für alle Mal erledigt zu haben.

Die Liebesbriefe Ludendorffs soll man nicht kommentieren — hier ist auch der politische Geg-

ner tabu.

Aber etwas andres darf man kommentieren. Das ist die Stelle, wo Frau Ludendorff vom alten Hindenburg erzählt, wie der jeden Schlachtplan — o schönes Wort! — mit den Worten: „Na, denn mit Gott!“ unterzeichnet habe — wohl die schrecklichste Blasphemie, die ich seit langem gehört habe. Daß er es nicht so gemeint hat, ist gleichgültig; es bleibt eine. Wie ja denn überhaupt die mutigen Angriffe auf den zerstörten Ludendorff langsam beginnen, eine Feigheit zu werden — da ist ja nichts mehr. Aber ist denn Hindenburg ein Gran besser gewesen? Mitnichten. Beider Anschauungen, Welt, Herkommen, Dienstauffassung und Menschenunkenntnis sind die gleichen. Man kann nicht den einen ehren und den andern verdammen. Immerhin sind der Herr Präsident noch heute Ehrenmitglied des Stahlhelm...

Ein peinliches Buch. Ein beschämendes Buch. Die Karikatur Preußens.

*Ignaz Wrobel*

Die Weltbühne, Nr. 31/1929.